

Tagungsbericht: VI. Offene Tagung der Sektion Religionssoziologie

7. bis 9. Dezember 2017, Tagungsort: Tagungshaus St. Bernhard, Rastatt

Die sechste Offene Tagung der Sektion Religionssoziologie wurde im Bildungshaus St. Bernhard in Rastatt ausgerichtet – an einem Ort, der für die vergleichsweise kleine Gruppe von Teilnehmenden geeigneter nicht hätte sein können. Die Tagung wurde von MARC BREUER (Paderborn), UTA KARSTEIN (Leipzig) und KORNELIA SAMMET (Leipzig) organisiert und ausgerichtet. Die Anzahl der Teilnehmenden belief sich auf 20 Personen und umfasste sechs thematische Panels, einen Abendvortrag und eine Diskussionsrunde sowie die ordentliche Mitgliederversammlung der Sektion Religionssoziologie. Die Erwartung, dass bei einer offenen Tagung insbesondere die Pluralität der religionssoziologischen Forschung zur Geltung kommen würde, wurde in keiner Weise enttäuscht. Die mit „offen“ besetzte inhaltliche Leerstelle aus der Tagungsüberschrift wurde mit empirischen und theoretischen Beiträgen unterschiedlichster Couleur gefüllt. Darüber hinaus wurde – und dies eher unerwartet – jedoch auch das Thema der Offenheit selbst zu einem wiederkehrenden Tagungsinhalt.

Gleich zu Beginn der Tagung entstanden einige Referenzpunkte, die im Verlauf des weiteren Geschehens immer wieder für Gesprächsstoff sorgten: Während der am Donnerstagabend geführten Eröffnungsdiskussion stand nichts Geringeres als die multiparadigmatische Ausrichtung der religionssoziologischen Forschung zur Debatte. Aufgegriffen wurde dieses Thema angesichts der neuesten Entwicklungen in der deutschsprachigen Soziologie. Mit THOMAS GAUTSCHI (Mannheim) war ein Vertreter der neu gegründeten Akademie für Soziologie eingeladen. Diskutiert wurde, inwiefern sich die religionssoziologische Forschung auch in ein solches Vorhaben einbinden lasse. Die von Gautschi und der Akademie vertretene epistemologische Position, die auf der Vorstellung einer vollumfänglich „quantifizierbaren sozialen Realität“ basiert, wurde in den Repliken von Annette Schnabel und Kornelia Sammet in Frage gestellt. Mit Blick in die Geschichte des Fachs argumentierte Sammet in Anlehnung an Wohlrab-Sahar, dass es der Religionssoziologie in Zeiten der Methodeneinfalt „am schlechtesten ging“. Die Offenheit gegenüber unterschiedlichen Paradigmen sei deshalb ein wesentliches Merkmal der Religionssoziologie. Im weiteren Verlauf der Diskussion wurde reflektiert, ob und inwiefern es legitim sei, dass sich einzelne Vertreter_innen der Soziologie die Deutungs- und Definitionsmacht über den Begriff „Wissenschaft“ aneigneten und die Allgemeingültigkeit einer speziellen Definition für sich beanspruchten.

Die eigentliche Tagung wurde am Freitag von ANNETTE SCHNABEL (Düsseldorf) im Panel zu „Organisation, Entscheidung und Bewertung“ eröffnet. Sie sprach zum verfassungsrechtlich verankerten Verhältnis von Staat und Religion. Als Grundlage für ihre auf Ordnungsstrukturen ausgerichtete Analyse verwendete sie ein Korpus von 26 europäischen Verfassungstexten – einen für die standardisierte Sozialforschung eher unüblichen Datentypus. Bei Verfassungen, so Schnabel, handle es sich um schriftlich fixierte Konsenssetzungen oder -findungen. Gefragt wurde, wie weit oder eng, restriktiv oder permissiv Religion und Religiosität gefasst wird. Anhand des aktuellen Arbeitsstandes zeigte Schnabel, dass Religion je nach nationalem Kontext ein deutlich anderer Stellenwert zugeschrieben werde und dass sie fast durchgehend als mehrdimensionales Konzept verankert sei. Mit Blick auf die in dieser quantitativen Inhaltsanalyse ebenfalls berücksichtigte Zeitvariable lasse sich zudem erkennen, dass neueren Verfassungstexten ein differenzierteres Religionskonzept inhärent sei als älteren. Die Säkularisierung als Entwicklung werde jedoch nicht sichtbar in Verfassungen, vielmehr lasse sich eine fortwährende Präsenz von Religion feststellen. Dieses Fazit wurde anschließend diskutiert und hinterfragt, da die reine An- oder Abwesenheit von Religion noch nicht als Widerlegung von Säkularisierung zu deuten sei, ginge es doch bei der Säkularisierung vorwiegend um einen Vorgang der Ausdifferenzierung.

Anschließend sprachen FRANK MEIER und THORSTEN PEETZ (beide Bremen). Im Zentrum ihres Beitrags stand das Verfahren der Heiligsprechung der römisch-katholischen Kirche. Mit der Heiligsprechung sei eine für die Bewertungssoziologie besonders interessante Praxis gegeben: Als formalisierter Prozess der Personenbewertung ist sie, etwa verglichen mit dem Bewertungsformat des Mitarbeitergesprächs, äußerst aufwendig, langwierig und alt. Um diesem Umstand gerecht werden zu können, plädierten die Referierenden für eine Verschiebung des Analysefokus' von Bewertungskontexten auf Bewertungskonstellationen. Vorgestellt wurde eine konkrete Fallbetrachtung zum Verfahren der Heiligsprechung von Therese Neumann, welches aktuell noch andauert. Anhand dieses Beispiels konnte aufgezeigt werden, wie sich lokale Verehrungspraktiken, Kanonisierungsbestrebungen und öffentlich geführte Bewertungsdebatten auf einander beziehen und zeitweise sogar ineinander übergehen. In der Diskussion ging es zunächst um die Frage nach der Rolle des Vergessens im Prozess der Heiligsprechung. Zeitlichkeit sollte nicht nur empirisch sichtbar gemacht werden, sondern auch – und dies gerade im Falle des vergleichsweise langfädigen Vorgangs – begrifflich fassbar gemacht werden können. Ebenfalls wurde anhand des Falls Neumann die Frage diskutiert, inwiefern die „Zeugen“-Logik in die untersuchte Bewertungskonstellation hineinspielt und inwiefern sich eine Genealogie der Heiligsprechungen erstellen ließe.

Das Panel mit Fokus auf religiöse und säkulare Identitäten eröffnete MICHAEL HAINZ (Leipzig). Er beleuchtete den Zusammenhang von Unternehmertum und Glaube am Beispiel von polnischen Wirtschaftsunternehmenden. Ziel und Intention dieses Forschungsprojekts sei es, die Relation zwischen wirtschaftlichem Handeln und Religiosität rekonstruieren zu können. Anhand von 30 Fällen wurde eine Typologie erstellt. Gemäß dieser lassen sich die untersuchten Fälle zunächst in religionsbejahend und religionsverneinend einteilen. Unter den ersteren finden sich maßgeblich drei Figuren der Bezugnahme auf Religion: (1) Gott als eine Instanz, die das Schicksal anleitet, (2) Religion als normativ-ethische Richtlinie des Wirtschaftens und (3) Glaubenserfahrungen als Grundlage für die unternehmerische Vergemeinschaftung. Die anschließende Diskussion kreiste insbesondere um die Frage, inwiefern sich im erhobenen Material auch andere und dezidiert areligiöse Elemente des Unternehmertums finden ließen. Da Religion im polnischen Kulturkontext sehr eng verwoben sei mit anderen Identitätselementen, sei die Frage nach der Differenz zwischen „religiös“ und „säkular“ jedoch nicht ohne weiteres auf die untersuchten Fälle zu übertragen.

PASCAL TANNER (Lausanne) widmete sich anschließend dem organisierten Säkularismus in der Schweiz. Dazu griff er auf Daten aus einem methodenplural angelegten und gesamtschweizerisch durchgeführten Forschungsprojekt zurück. Im Zentrum seines Beitrags stand die Ausarbeitung von generationalen Unterschieden bei Mitgliedern von religionskritischen Organisationen wie den Freidenkern oder den Szeptikern. Ausgangspunkt für seine Analyse war die Annahme, dass der (in der Schweiz) immer stärker voranschreitende Zerfall von religiösen Institutionen nicht nur zu einer veränderten Religionslandschaft führe, sondern auch Auswirkungen auf die Religionskritik habe: Andere Sozialisierungserfahrungen führten zu anderen Kritikmustern und anderen Apostasie-Erzählungen unter Säkularisten, so die Annahme. Doch dies scheint nicht der Fall zu sein. Mit Hilfe von Befragungsdaten ließe sich zeigen, dass die Gruppe der organisierten Säkularen – die mehrheitlich männlich, gutverdienend und in technischen Berufen tätig ist – überraschend homogen sei, auch in generationaler Hinsicht. Inwiefern sich diese Feststellung anhand von qualitativen Daten verfestigen lasse, sei Gegenstand der nun anstehenden weiterführenden Analysen. In der anschließenden Diskussion ging es um die Frage, was Säkularismus mit Lebensstil oder Geschlechteridentität zu tun haben könnte. Des Weiteren wurde mit dem Mannheim'schen Generationenbegriff ein Zugang vorgeschlagen, der die bislang auf Altersunterschiede fokussierte Analyse um kulturelle Faktoren erweitern könnte.

Im Panel zum Thema „Kritik und Konflikt“ sprach zunächst UTA KARSTEIN (Leipzig) zum Spannungsverhältnis von Kunst und Religion im 19. Jahrhundert. Mit diesem Ausschnitt der europäischen Geschichte eng verbunden sei die Frage nach einer sich ausbildenden Leitdifferenz zwischen Religion und Kunst. Entlang eines feldtheoretischen Zugangs und unter Verwendung von Zeitdokumenten – u.a. die Zeitschriften „Dioskuren“ und „Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus“ – rekonstruierte sie die Entstehung von neuen und sich gegenseitig ausschließenden Kunstverständnissen: Sie zeigte, wie im Laufe der 1860er Jahre ein entsakralisierter Diskurs der Kunstbewertung entstand. Fortan habe der Künstler, je nach Bewertungsperspektive, „die Wahrheit des Christentums nicht mehr in sich zu tragen, um Künstler sein zu können“. Damit sei das untersuchte Feld um zuvor nicht vorhandene Positionen erweitert worden und also ein starkes Indiz für die sich vollziehende Differenzierung gefunden. In der Diskussion ging es zunächst darum, ob dieser Vorgang auch jenseits eines differenzierungstheoretischen Analyserasters denkbar wäre. Mit dem Verweis auf Simmels Trennung von Wissenschaft, Kunst und Religion als Gesellschaftsbereiche, die sich so wenig kreuzen lassen würden wie Farben und Klänge, wurde auch sogleich ein alternativer Analysezugang vorgeschlagen. Zum Schluss wurde diskutiert, inwiefern auch die semantischen Studien von Luhmann als ein kultursoziologisch akzentuiertes Element der Systemtheorie für Analysen dieses Typs fruchtbar gemacht werden könnten.

Anschließend setzte sich ROBERT SCHÄFER (Fribourg) aus theoriebildender Perspektive mit der Weltablehnungsproblematik auseinander. Sein Interesse galt dabei insbesondere der Verbindung von kritik- und religionssoziologischen Theorieelementen mit der Absicht, ein strukturalistisches Begriffsrepertoire für die Beschreibung von Weltsichten vorzulegen. Dabei bezog sich Schäfer einerseits auf Boltanskis Konzeption von Kritik, die dieser unter anderem in seiner Studie zu Kriminalromanen („Rätsel und Komplotte. Kriminalliteratur, Paranoia, moderne Gesellschaft“) entwickelt und formuliert hat. Diese erschien Schäfer als besonders adäquat, um Realität als immanent gegebene soziale Konstruktion der Wirklichkeit in den Fokus zu rücken, basiere sie doch auf einem Verständnis von Kritik als „prinzipielle Kritik an der Realität der Realität selbst“. Andererseits bezog er sich auf Webers Auseinandersetzung mit dem Theodizeeproblem. Sein Ziel war es, die drei idealtypischen Modi der Begründung von Weltablehnung aus kritiksoziologischer Perspektive neu zu lesen: Prädestinationslehre (als eine Logik der Verborgenheit Gottes), Dualismus (als Logik der Unterscheidung zwischen Gut und Böse) und Karmalehre (als kausalistisch konzipierte Logik bzw. als Zurechnung von Leid auf Schuld). In der darauffolgenden Diskussion wurde gefragt, wie diese Überlegungen empirisch fruchtbar gemacht werden könnten. Dabei zeigte sich, dass ein solches Unterfangen insbesondere deshalb relevant ist, da beispielsweise mit der Survival-Szene, dem Veganismus sowie mit einer Vielzahl von derzeit aktiven Protestbewegungen (Occupy, Anonymous, und weitere) und Terrornetzwerken neue Arten der Weltablehnung auszumachen sind, die als Form der „innerweltlichen Askese ohne Transzendenzbezug“ gedacht werden können.

Im Panel zu „Gender“ sprach zunächst HEIDEMARIE WINKEL (Bielefeld). Sie stellte die Frage danach, wie sich die Analysekategorie des Geschlechterverhältnisses mit kulturell disparaten sozialen Sphären des Religiösen in Bezug setzen lässt. Mit der Formulierung einer so gearteten Fragestellung gehe primär eine epistemologische Herausforderung einher: Es gelte zu klären, wie als eigenständig zu denkende religiöse Sphären in den einheitlichen Analysezusammenhang der Genderforschung eingebunden werden können. Anhand des Eisenstadt'schen Theorieprogramms, der „multiple religiosities“ sowie unter Bezugnahme auf Randeria und Mignolo entwickelte sie einen solchen Ansatz. Dies diskutierte sie am Beispiel des „Islamic Feminism“ in Bezugnahme auf die marokkanische Soziologin Fatima Mernissi. In diesem Zusammenhang machte sie auf das problematische Verhältnis zwischen Gender Studies und Religionsforschung aufmerksam, das „von gegenseitiger Schüchternheit geprägt“ sei. Unter Bezugnahme auf „subaltern counterpublics“ (Fraser) und in Referenz auf Mir-Hosseini als Beispiel für alternative Wissensproduktionen argumentierte Winkel für neue und

erweiterte Ansätze mit Bezügen zu gender-feministischen und postkolonialen Wissensproduktionen. In der Diskussion wurde ihre Kritik am „Unbehagen“ zwischen Gender und Religionssoziologie hinterfragt und auf die Vielzahl von Tagungen zu Gender verwiesen. Reagiert wurde darauf wiederum mit der Frage, inwiefern nicht jede Art der Religionsforschung auch eine Gender-Analyse beinhalten müsse und diese nicht nur in separaten Segmenten diskutiert und betrachtet werden dürfe.

Anschließend sprach MARZIYEH BAKHIZADEH (Kleve) über Geschlechterverhältnisse im Islam. Dazu untersuchte sie Wechselwirkungen zwischen Handlungsmacht oder -fähigkeit („self-agency“) muslimischer Frauen und unterschiedlichen Lesarten des Islams, indem sie eine Typologie von islamtheologischen Positionen erstellte. Anhand der Frage, wie Vernunft des Einzelnen mit der Offenbarung des Glaubens in Bezug gesetzt werden kann, sind so drei Typen entstanden. Je vernunftoffener, desto größer die Möglichkeit der „self-agency“, so ihre Prämisse: Für den fundamentalistisch orientierten Islam (1) zeige sich, dass Recht und Geschlechternormen durch den Koran und dessen Überlieferung unabänderlich festgelegt seien. Um dies zu erkennen, und nur darum, müsse sich der Mensch seiner Vernunft bedienen. Im reformistischen Islam (2) werde die Offenbarung als ein Wissensbestand aufgefasst, der sowohl aus letztgültigen Geboten als auch aus historisch überlieferten Normen bestehe. Um zwischen essentiellen und auslegungsbedürftigen Aussagen zu unterscheiden, bedürfe es nun der menschlichen Vernunft. Im säkularen Islam (3) schließlich wird die Offenbarung als ein Zeugnis für die direkte Erfahrung von Gott erachtet. Dem Menschen stehe es voll und ganz frei, wie er mit dieser Tatsache umgehe. Anschließend wurde diskutiert, inwiefern sich die Unterscheidung zwischen öffentlich und privat als fruchtbar erweisen könnte und inwiefern sich die entwickelte Typologie verallgemeinern und auf andere Religionen (z.B. christliche Kontexte) oder das Verhältnis von Religion und Moderne generell übertragen lassen könne.

HENGAMEH ASHRAF-EMAMI (Nottingham) sprach zur Veränderung weiblicher Glaubensidentitäten in dynamischen Integrationsprozessen. Vorgestellt hat sie die Resultate ihrer ethnographischen Arbeit in Großbritannien. Forschungsleitend war für sie die Frage, wie direkt oder indirekt migrierte muslimische Frauen in Newcastle upon Tyne und Glasgow ihre religiöse Identität konstruieren bzw. wiederherstellen. Im Rahmen ihrer teilnehmenden Beobachtung begleitete Ashraf-Emami insgesamt 40 nach systematischen Kriterien ausgewählte Frauen im Alltag und führte biographische Interviews. Dabei spielten die Herkunftsländer – Pakistan, Iran, Libyen, Türkei, Ägypten, Afghanistan und Syrien – eine wichtige Rolle. Nicht nur bezog sie sich bei ihrer Analyse auf Mahmoods „Politics of Piety“, sondern sie arbeitete auch mit du Bois' Konzept der „double consciousness“, welches die Interpellation zwischen öffentlichen Diskursen, Zuschreibungen und Eigenwahrnehmungen dieser Frauen adäquat widerspiegle. Sie konnte zeigen, dass sich Identitätsfragen häufig mit Generationsproblemen verbinden lassen und dass Schönheit und Traditionsbewusstsein ein Bewertungspaar bilden, welches für die Konstruktion von Identitäten in Migrationskontexten von zentraler Bedeutung sei. In der Diskussion ging es vor allem um die Frage, inwiefern sich diese Befunde auch auf andere Kulturräume übertragen lassen könnten. Zudem wurde die Frage der Insider- Outsider-Perspektive diskutiert, worauf Ashraf-Emami zeigen konnte, inwiefern ihre eigene Position als muslimisch-iranische Frau empirische Zugänge sowohl positiv als auch negativ beeinflussten.

Der Abendvortrag wurde von MICHAEL EBERTZ (Freiburg im Breisgau) gehalten. Im Zentrum stand der aktuelle „Kampf um die Kirche“ innerhalb des römischen Katholizismus und des Vatikans. Er rekonstruierte das Kommunikationsgeschehen rund um das nachsynodale Schreiben „Amoris laetitia“ von Papst Franziskus. Ausgehend von diesem als wichtig identifizierten Referenzpunkt in der Geschichte der Kirche blickte er einerseits auf die Inhalte der Schrift selbst und andererseits auf die mit ihr verbundenen Aushandlungsschauplätze. Auch wenn man nicht sagen könne, wo eine Veränderung genau anfange, so lasse sich hier dennoch ein Novum erkennen. Die Schrift könne als Versuch gelten, eine „von oben“ verordnete Kirchenwende herbeizuführen, und sei – mit Blick auf die

von ihr provozierten Reaktionen und Debatten – Beleg dafür, dass eine bislang gepflegte Konsens-Fiktion gegenüber der Außenwelt nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Zur Debatte stehe nun nichts Geringeres als die Reproduktionsbasis und die Sozialgestalt der katholischen Kirche. Von besonderem Interesse für die soziologische Forschung seien diese Befunde einerseits deshalb, weil mit der katholischen Kirche – mit Referenz auf Weber, Bourdieu und Riesebrodt – eine global agierende Institution gegeben sei, die in ihrer Komplexität, ihrer historischen Bedeutung und ihrer Ausbreitung einmalig sei. Des Weiteren inszeniere sich hier ein nie dagewesener Konflikt, der nicht nur eine Dezentralisierung der katholischen Organisationsgewalt mit sich bringe, sondern möglicherweise einen gesellschaftlichen Transformationsprozess nach sich ziehe, dessen Spannweite noch nicht abzuschätzen sei. In der Diskussion wurde vor allem gefragt, inwiefern sich diese Dezentralisierung der Kirche messen lasse und ob hier nicht Tatbestände zu Tage träten, die längst Teil der kirchlichen Organisation seien.

Das Panel „Migration“ eröffnete VANESSA RAU (Cambridge) mit einem Vortrag zu neuen Entwicklungen innerhalb der jüdischen Szene in Berlin. Analysiert hat sie diese hinsichtlich aktueller Migrationsbewegungen insbesondere aus Nordamerika und Israel in Bezug auf Aushandlung von Zugehörigkeit, Ethnizität, Säkularität und Religion im super-diversen Raum dieser Metropole. Auf der Basis von Ethnographie und biographisch-narrativen Interviews zeigte sie, wie sich in neuen jüdischen Räumen Zugehörigkeiten verflüssigen können und vermeintlich festgelegte Kategorien aktiv unterwandert werden. In der Erwägung von „Roots“, „Routes“ und „Ruths“ (letztere bezieht sich auf die biblische Konvertitin Ruth) konnte sie darstellen, wie sich „säkulare“ jüdisch-israelische Migrant_innen unter bestimmten spezifischen Repräsentationen nach der Migration nach Berlin an Religion oder Tradition annähern und dabei ihre bisherigen säkularen (oder religiösen) Positionen neu aushandeln. Spiegelbildlich dazu entstehen Begegnungen mit Deutschen, die entweder zum Judentum konvertieren oder aber Judentum und „Jewishness“ gewissermaßen konsumierten. Damit werden nicht nur traditionelle Formen der Konversion hinterfragt, sondern es formieren sich auch neue Formen von Religion (und Säkularität) im kosmopolitischen post-nationalen Raum, die es zu betrachten gelte. In der anschließenden Diskussion erwog man die Frage des „native“ und diskutierte das Verhältnis von jüdischen Migrant_innen zu bestehenden Organisationen (Einheitsgemeinde) sowie die Gründe für die Migration und die daraus resultierende Neuordnung jüdischen Lebens in Berlin.

Anschließend sprach MARC BREUER (Paderborn) über die Praxis der unternehmerischen Tätigkeit im Kontext von religiösen Migrantengemeinden. Angeregt von der Feststellung, dass sich in Deutschland das Geschäftsfeld von unternehmerisch tätigen Migrierten stark diversifiziert hat, rekonstruierte er neue Formen der Wahlverwandschaft zwischen Religion und Wirtschaft. So konnte er zeigen, wie unter Rückgriff auf religiös-kulturell geteilte Wissensvorräte Produkte gestaltet, Märkte erschlossen und Kunden gebunden werden: Der Betreiber einer Kfz-Werkstatt beispielsweise repariere die Autos seiner Kunden nicht nur mit Werkzeug, sondern auch mit Gebeten; die Inhaberin eines Friseursalons „verkaufe“ beim Haarschneiden ihren türkisch-muslimischen Hintergrund gleich mit. Dies lege den Schluss nahe, so Breuer, dass Religion zunehmend zu einem unternehmerischen Faktor werde und dass die für Religionsgemeinschaften typische Dynamik der Bildung von Milieus zunehmend auch außerhalb der einzelnen Glaubensgemeinschaften vorzufinden sei. In der Diskussion ging es primär um die Frage, wie diese Befunde in gesellschafts- und kulturtheoretischer Hinsicht gedeutet werden könnten. Dabei zeigte sich, dass hier eine neuartige Form der Vermittlung zwischen Gesellschaft und Individuum zu entstehen scheint, eine neue Art von Intermediär.

Im letzten Panel der Tagung zur „(Neu-)Aneignung religiöser Traditionen“ präsentierten KORNELIA SAMMET und YVONNE JAECKEL (Leipzig) empirische Befunde aus mehreren methodenplural angelegten Studien zu Musik und Gesang innerhalb der Evangelischen Kirche. Das Besondere an dieser wohl „immateriellsten Form materialer Religion“ sei die Tatsache, dass diese einen zentralen

Bestandteil des religiösen Erlebens darstelle. Am Beispiel der Rezeptionsstudien zur Perikopen-Reform und zur Revision des Gesangbuchs in der Evangelischen Kirche in Deutschland konnten sie veranschaulichen, wie die geplante Überarbeitung von Liedtexten zum Gegenstand von Veränderungsbeziehungsweise Erneuerungsdebatten wird. Diskutiert wurde anschließend, inwiefern sich auftragsbasierte Forschung und religionssoziologische Fragestellungen zusammenführen lassen und ob nicht auch kirchenfernere Personen hätten einbezogen werden müssen, um so allgemein gültigere Aussagen zur musikalischen Ästhetik der Gottesdienste, zur Wirkung und Relevanz des Kirchenliedguts und zu kirchlicher Musik machen zu können.

Den inhaltlichen Abschluss machte PATRICK HEISER (Hagen). Er sprach über das Pilgern als eine sichtbare religiöse Praxis, die zwischen individueller Sinnsuche und kirchlicher Tradition zu verorten sei. Dass es sich dabei um eine Praxis handle, die an Bedeutung gewinne, lasse sich an den konstant zunehmenden Pilgerzahlen erkennen. Was für das Pilgern allgemein gelte, treffe erst recht auf deutsche Pilgernde zu: Seit Hape Kerkelings Buch „Ich bin dann mal weg“ sei das Pilgern zu einem weitem geschätzten religiösen Handlungsformat avanciert. Präsentiert hat Heiser eine Typologie von Pilgernden, die auf Basis von 30 narrativen Interviews mit deutschsprachigen Jakobspilger_innen entstanden ist. Er zeigte zunächst, dass unter Pilgernden eine Vielzahl von unterschiedlichen Motivationsstrukturen (wie zum Beispiel: Pilgern als Auszeit, Neustart oder Übergang) auszumachen ist. Danach verlieh er dieser Feststellung zusätzliche Tiefenschärfe, indem er die als typisch identifizierten Motivationsstrukturen entlang von drei Dimensionen genauer beschrieb: (1) körperliches Erleben, (2) Kommunikationsverhalten während der Pilgerschaft und (3) Bezugnahme auf das heimische Umfeld. In der anschließenden Diskussion wurde insbesondere die Frage nach den langfristigen Folgen des Pilgerns und nach der damit verbundenen religiösen Praxis aufgeworfen. Zudem war man sich einig, dass das Pilgern eine der bedeutendsten religiösen Handlungsformen der Gegenwart und eine Verkörperung von postsäkularer Religiosität darstelle.

Wie eingangs bereits erwähnt, waren die inhaltlichen Beiträge der sechsten Offenen Tagung der Sektion sehr breit gefächert. Entsprechend schwierig gestaltete es sich also, diese im Rahmen einer Abschlussbetrachtung zu bündeln. Dennoch ließ sich zum Schluss insbesondere ein Kristallisationspunkt ausmachen: Die soziologische Auseinandersetzung mit traditionellen und also mit historisch tief verwurzelten Formen von Religion hat Konjunktur. Dies gab Anlass zu unterschiedlichen weiterführenden Überlegungen: Wird die Kategorie der religiösen Zugehörigkeit wieder relevanter? Besteht ein Zusammenhang zwischen der Genese von Forschungsfragen und dem nationalistisch-islamkritisch geprägten Diskussionsklima in Politik und Öffentlichkeit? Außerdem wurde der Religionssoziologie ein andauernder Eurozentrismus attestiert, den es mit Studien in der arabischen Welt oder auch in Südost-Asien zu kontrastieren gelte. Mit Blick auf die Hinterbühne, also zahlreiche Pausendebatten, gelegentliche Zwischenrufe und Gespräche zu fortgeschrittener Stunde, ist dieses Fazit um eine weitere und nicht minder wichtige Feststellung zu ergänzen. Ein zentraler Bezugspunkt der sechsten Offenen Tagung war die Offenheit selbst, die sich im Nebeneinander von unterschiedlichen Forschungsfeldern, Methoden- und Theorierahmen zeigte.

Pascal Tanner (Lausanne) und Vanessa Rau (Cambridge)